Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 47

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

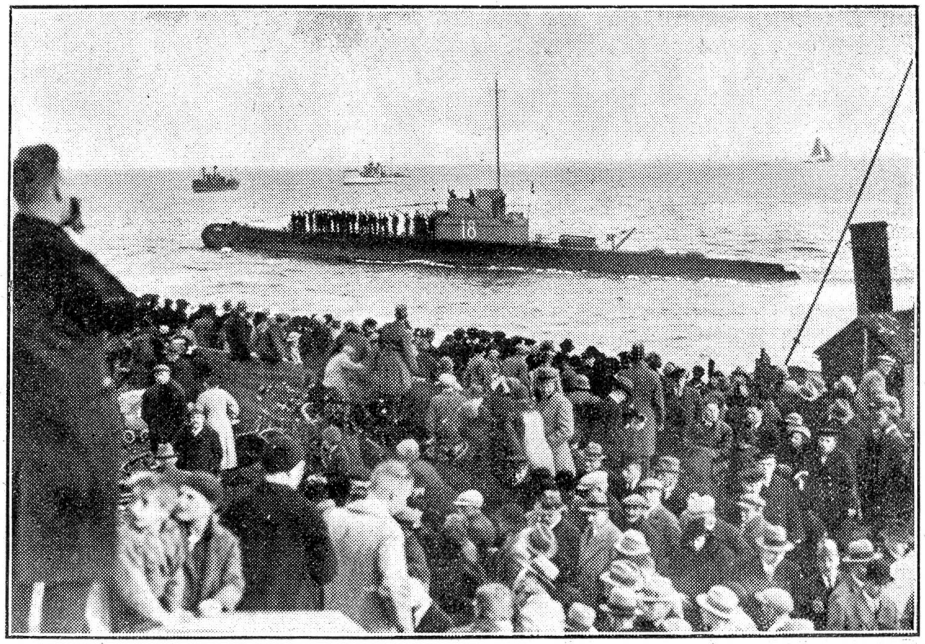
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber Suez kam Burckhardt 1815 wieder nach Kairo, unternahm dann Reisen auf der Sinai-Halbinsel und bereitete sich auf eine große Afrika-Forschung vor. Infolge der jahrelangen Strapazen erlag er am 17. Oktober 1817, erst 33 Jahre alt, einem tückischen Fieber. Seine sterbliche Hülle fand mit großen Ehren, wie sie einem Sheik und Hadschi gebührten, auf dem mohammedanischen Friedhofe zu Kairo die letzte Ruhestätte. In seinen Worten: „Nie, gewiß nie, habe ich von der Welt, die mich umgab, Dinge gesagt, in denen mich mein Gewissen nicht rechtfertigte; denn um einen Roman zu schreiben habe ich mich nicht so vielen Gefahren und Beschwerden preisgegeben", hat er sich eine treffliche Grabinschrift geschrieben. -o-



Ein holländisches Unterseeboot macht eine Weltreise.

Das 707 Tonnen grosse holländische Unterseeboot K 18 ist von Nieuwediep aus, zu einer grossen Auslandfahrt gestartet: es wird hierbei einer für ein derartiges Kriegsschiff einzigartigen Mission dienen, nämlich in zahlreichen Häfen ferner Länder Kulturfilme vom friedlichen Leben in Holland vorführen. Die friedliche Aufgabe des U Bootes wird besonders treffend durch die Tatsache illustriert, dass man die Kartoffeln und Zwiebeln wegen Platzmangels in die Kanonenrohre gefüllt hat. Unser Bild zeigt die Ausfahrt der K 18.

Du sollst nicht töten.

Von Peter Christen.

Im Spital zu F... liegt seit vielen Jahren die kleine, bucklige Louise Labarque, an beiden Beinen und auf der ganzen rechten Körperseite gelähmt. Ihre Geschichte ist banal, und doch so unsäglich traurig. Es ist die Geschichte einer Unglücklichen, wie sie ein Menschenherz nie ersinnen könnte; nur das herbe Schicksal kann das geschehen lassen.

Louise wollte im Leben auch einmal — ach, einmal nur — Liebe finden und glücklich sein. Ein bescheidenes, verschüchtertes Wesen, wie es fast die meisten vom Unglück Verfolgten sind, war sie zufrieden und hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Sie hatte ihren fünfzigsten Frühling hinter sich.

Ein um viele Jahre jüngerer Wärter des Spitals, Charles, war freundlich mit der kleinen Kranken, vielleicht etwas allzu freundlich. Und da kam die Liebe, die grausame und unerbittliche Liebe in ihr Herz gezogen. Als ihr der Gedanke an die Möglichkeit einer Gegenliebe einfiel, war sie überglücklich über solchen Reichtum, der ihr trotz allen Elendes noch zugefallen war. Und als Charles ihr auch wirklich die Heirat versprach, zog die kleine Lahme aufs Land zu ihrer Schwester, damit der Verlobte ungehindert die Formalitäten der Heirat erfüllen könne. —

Es war Frühling. Warm und sonnig bei wolkenlosem Himmel kamen und gingen die Tage. In der Nähe glänzte die funkelnde Fläche des Sees, in den der Mond abends seinen stillen Silberstreifen warf. Die Grillen zirpten und der Lärm der Frösche im Schilf wurde für die kleine, bucklige Louise zur beseligenden Liebesmusik. Für sie waren die reichsten und glücklichsten Wochen ihres Lebens gekommen. Besonders die Abende zauberten ihr ein Paradies auf diese Erde nieder, wenn sie Charles bei sich sehen durfte und er ihr von seiner Liebe und ihrer gemeinsamen Zukunft plauderte. Ihr kleiner Verstand wollte das Neue gar nicht mehr fassen ....

Aber dann kam — wie es im Leben so oft geschieht — jener brutale Schluß, der so einfach ist und den wir doch so selten verstehen können. Eines Tages hatte Charles das alte, glückliche, überglückliche Mädchen bestohlen und blieb verschwunden. Alles deutete darauf hin, daß er nicht mehr zurückkehren werde.

Louise erkannte das Schreckliche und sah sich plötzlich alles dessen beraubt, an das sie geglaubt und auf das sie gehofft hatte. Sie wußte nun, daß ihre Liebe nicht Glück, sondern den Tod bedeutete. Das Leben war für sie unmöglich geworden — dieses Leben, das in diesen letzten Wochen viel grausamer mit ihr gespielt hatte als während der harten, kranken Jahre vorher. Sie hatte Liebe finden wollen und sah nun den unglücklichsten und grausamsten Tod vor sich.

Die arme Fünfzigjährige, die jener Mann kaltblütig betrogen hatte, ließ sich verhungern ... Sie konnte nur noch ans Sterben denken. Ihr zerbrochener Körper, dessen Herz nun auch zerbrochen war, vermochte nichts mehr zu sich zu nehmen.

Und was geschah mit dem Mann, der das getan? Man verurteilte ihn wegen Diebstahls. Aber das viel schlimmere, gemeine Verbrechen seines Betruges der Liebe, des Mordes an einer armen, vereinsamten Seele wurde nicht bestraft. Denn dafür gibt es keine Gesetze und kein Richter kann ihn deshalb zur Verantwortung ziehen! Arme Menschheit! —

Rundschau.

Jugoslavien verlangt Untersuchung.

Zwischen den Großmächten und Jugoslavien hat ein interessantes Ringen begonnen. Wer sich dabei fügen muß, ist wohl sicher, doch haben die schwächern Herren in Belgrad unter Umständen Mittel in Händen, die dem Handel eine interessante Wendung geben könnten. Noch weiß man nicht, wird aber bald wissen.

Jugoslavien hat untersucht. Es scheint mehr über die Zusammenhänge zwischen dem Marseiller Attentat und den Revisionsbestrebungen in Ungarn zu wissen, als den gegnerischen Kreisen lieb ist. Und es scheint entschlossen, diese Zusammenhänge vor aller Welt aufzudecken. Darum hat es dem Völkerbundssekretariat eine Denkschrift angekündigt, über deren Inhalt alle möglichen Gerüchte umgehen. Schon die Art, wie man zunächst das Buch selbst, nicht aber den Inhalt, bekannt macht, beweist, daß man in Belgrad etwas erreichen will. Die allgemeine Rede, Jugoslavien verlange eine Untersuchung, die nicht nur die unmittelbaren Täter

von Marseille, sondern auch die Anstifter treffe, hat alle Staatsmänner Europas aus ihrem Schlummer aufgestöbert. Was behaupten die Serben? Wer soll der Anstifter sein?

Nachdem die Vorbereitung mit solcher Umsicht vor sich gegangen, wird man sicher nicht mit halben Tatsachen aufrücken dürfen. Noch wartet die Welt — und die Großmächte versuchen, dem bedrohlichen Dokument den Stachel zu nehmen, was auch darin sei. Und eben diesen Versuch der Großmächte probieren die Belgrader mit dem Aufstacheln der Sensation unwirksam zu machen. Die Frage erhebt sich, warum Frankreich und Jugoslavien nicht genügend Kontakt gefunden, um in voller Einigkeit vorzugehen. Aus dieser Frage jedoch ergibt sich auch, weshalb sich Frankreich gleich England und Italien gegen ein scharfes Vorgehen sträubt.

Frankreich hat die Vorbereitungen für die Dezemberverhandlungen mit Italien ziemlich weit vorgetrieben. Das „Italienerstatut" für Tunis, der Vorschlag neuer Grenzen in Lybien zugunsten Italiens und Anderes scheint bereit zu liegen. Frankreich tut so, als habe der Duce nicht jüngst wieder den Ungarn die Unterstützung ihrer Revisionswünsche versprochen. Wenn nun die Jugoslaven mit einer Anklage kommen, die beweist, daß der Marseillermord in den letzten Zusammenhängen nichts anderes als eine Einzelheit aus dem Aktionsprogramm der Revisionisten darstellt, wird da nicht der italienische Diktator gezwungen, Farbe zu bekennen, und droht da nicht Gefahr, daß die ganzen Verhandlungen zwischen Rom und Paris plötzlich in die Luft gehen?

England, das aus seiner Angst, wieder in kontinentale Händel verwickelt zu werden, kein Hehl macht, wünscht erst recht nicht ein Aufwerfen der tatsächlichen Probleme. Es verschleiert lieber, genau so wie seine Lenker bisher alles verschleiert haben, von der mißglückten Abrüstung bis zu den einstigen verderblichen Versuchen, dem Dritten Reich „gerecht zu werden" und ihm eine gesetzliche Form für die Aufrüstung zu verschaffen.

Daß Italien nicht wünscht, seine Schützlinge in Ungarn und Oesterreich bloßgestellt zu sehen, versteht man. Daß aber Frankreich nicht zu begreifen scheint, was Italien nach dem erfolgten Ausgleich in Afrika tun wird, scheint fast unerklärlich. Nichts würde dienlicher sein, als die jugoslavischen Enthüllungen, falls solche wirklich vorhanden sind, um Italien vor die notwendige Alternative zu stellen: Entweder mit Frankreich und der Kleinen Entente gegen die Revision und den aus diesen Tendenzen sich entwickelnden Terrorismus, oder gegen Frankreich.

Aber seit Barthous Tod wird Paris wieder passiv; das Kabinett Flandin befaßt sich mit den Budgetsorgen, mit der Ausweisung polnischer Arbeiter, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, und erhofft von dem Bündnis mit den Italienern und gestützt auf England und Rußland größere Sicherheit als von der Hilfe seiner kleinen Verbündeten. Was sich in dem unterirdischen Bremsen der jugoslavischen Aktion durch Frankreich ankündigt, das ist die latente Bereitschaft, sich „zurückzuziehen", Italien im Donauraum die Oberhand zu lassen, sich selbst auf die „großen Bündnisse" zu stützen und allenfalls geschehen zu lassen, daß diese Kleinen sich Polen zum Beispiel nehmen. Vielleicht zwingt Jugoslavien aber Paris doch noch zum Handeln.

Vom Stande des Saarproblems.

Vorige Woche waren Nachrichten gekommen, die beinahe eine Kapitulation des Dritten Reiches vor dem Völkerbund gleichzukommen schienen. Die Hitlerregierung hatte einen Sonderbevollmächtigten nach London geschickt, und dieser Bevollmächtigte, der Herr von Ribbentrop, soll bei der englischen Regierung sondiert haben, ob sie Hand bieten würde, um Deutschland in einer annehmbaren Form nach Genf zurückzuführen.

In London hat man begriffen, daß alles, was heute Berlin tut, im Zusammenhang mit dem Saarproblem gewürdigt werden muß. Genau so wie die deutsche Regierung im Reiche selbst den Streitfall in der protestantischen Kirche hinausschiebt und eine Niederlage nach der andern auf sich nimmt, genau so versucht sie, irgendwie zwischen England und Frankreich diplomatisch Fuß zu fassen, damit nach dem Ausgang der Abstimmung eine rasche Erledigung der Formalitäten durchdringe.

Wenn nun also London Hand geboten hätte, in Genf gemeinsam mit den Deutschen vorzuschlagen, daß das Reich wieder die Beratungen besuche (es hat formell immer noch das Recht hiezu), und daß ihm zur Belohnung ein Recht auf seine derzeitige Wehr geschenkt würde, dann stünden wir vor einer völlig neuen Situation. England stünde als Garant der deutschen Ansprüche Frankreich gegenüber, und unversehens müßte dieses England auch die deutschen Versuche, die Saarabstimmung als eine im Grunde nur noch formale Angelegenheit darzustellen, stützen. Um den Preis, Deutschland in Genf zu sehen — was tut man da nicht alles!

So hat man sich offenbar in Berlin die Engländer vorgestellt. Sie wollen den Frieden um jeden Preis! Sie fürchten Verwicklungen, wenn die Abstimmung zu viele „Autonomisten" ergibt. Sie glauben den Frieden gerettet, wenn „wir" wieder in Genf sind. Also versuchen wir, sie zu gewinnen. London aber hat sich nicht gewinnen lassen.

„Das Saarproblem ist nicht eine deutsch-französische, sondern eine internationale Angelegenheit. Kein Land des Völkerbundes kann sich unverantwortlich erklären in Bezug auf die Saar." So ertönt es aus der Regierungspresse. Nachdem die deutschen Vorschläge, ohne daß sie öffentlich bekannt geworden, erfolglos geblieben, nimmt auf einmal die englische öffentliche Meinung mit einer bisher nicht gekannten Deutlichkeit Stellung. Für die Aussichten der „Autonomisten" bedeutet dies eine sehr merkbare Stärkung. Und diese Stärkung hat niemand anderes provoziert als wieder einmal die grobnervige Diplomatie des Dritten Reiches.

Unterdessen reifen die Dinge. Von den mehr als 100,000 Reklamationen, das Stimmregister betreffend, sind vielleicht die Hälfte berücksichtigt worden. In der Tschechei werden deutschsprechende Abstimmungspolizisten angeworben. Die „Deutsche Front" führt einen leidenschaftlichen Dokumentenkrieg gegen Knox, den Präsidenten der Saarregierung. Die Gewerkschafter aller Schattierungen agitieren gegen Hitler. Der Abstimmungstag rückt näher. In 53, in 50 Tagen ....

Gescheiterte Flottenbesprechungen.

Japan hat in London die Gleichberechtigung mit Amerika und Großbritannien gefordert. Als dies nicht durchdrang, verlangte es eine Beschränkung jener Schiffe, welche Amerika zu einem Angriff dienen könnten und wollte ihm jene erlauben, die zu einem solchen Angriff nicht taugen. Nach vielem Hin und Her steht die Welt vor der Tatsache einer neuen gescheiterten Konferenz. Amerika erwartet offiziell, daß Japan das Abkommen kündigen werde. Seine Militärs jedoch sind sich im Klaren, daß keine Kündigung, jedoch selbstverständlich eine geheime Aufrüstung erfolgen wird.

Ventiliert wird ein Bündnis der beiden angelsächsischen Staaten. Damit würde sich Japan einer doppelten Uebermacht gegenübersehen. Aber auch die Idee taucht auf, das alte Bündnis Japan-England wieder zu erneuern und zu gewärtigen, daß U. S. A. zu einer rasenden Rüstung getrieben werde. Die Hoffnungen, die man auf den Ausbau des vor Jahren in Washington geschlossenen Abkommens über die Beschränkung der drei größten Flotten setzte, sind also leider zusammengekracht. -an-